

HELEN CHRISTEN

CHAMÄLEONS UND FOSSILIEN

Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie

1. Einleitung
2. Die Fernsehdiskussion - ein Terrain für den polydialektalen Dialog
3. Das Chamäleon
 - 3.1. Einleitung
 - 3.2. Dialektale Flexibilität: Linguistische und kommunikative Aspekte
4. Das Fossil
5. Lokale Stabilität, lokale Mobilität und dialektale Flexibilität
6. Abschliessende Fragen
7. Literatur

1. Einleitung

Vor wenigen Monaten ist der achte und letzte Band des Sprachatlas der deutschen Schweiz erschienen, mehr als zwanzig Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Bandes vergangen und über 50 Jahre seit die ersten Daten an einem der über 500 Belegorte erhoben worden sind. Mit diesem Kartenwerk ist die zentrale Grundlagenarbeit zur arealen Variation der deutschsprachigen Schweiz abgeschlossen. Das Erscheinen dieses letzten Bandes ist ein eigentlicher Meilenstein in der alemannischen Dialektologie: Wir wissen heute in Bezug auf die Alemannia dank dieses Jahrhundertwerks und dank zahlreicher weiterer Arbeiten mit aller wünschenswerten Genauigkeit, wie die areale Variation der „non-mobile old rural male persons“, der sogenannten NORMs (vgl. JOHN K. CHAMBERS / PETER TRUDGILL 1980), aussieht, jener Personen also, die den dialektologischen Unternehmungen als Datenlieferanten für die wissenschaftliche Konstruktion der Basisdialekte gedient haben. Weil wir mit WILLIAM LABOV (1980, S. 1) davon ausgehen können, dass „je mehr über eine Sprache bekannt ist, desto mehr [...] wir über sie herausfinden [können]“, gilt es deshalb heute, diesen enormen Wissensstand für neue Fragestellungen fruchtbar zu machen. Dass

diese neuen Orientierungen zu verschiedensten Bindestrich-Dialektologien, zu Sozio-, Pragma-, Psychodialektologie führen,¹ sollte in den nachfolgenden Ausführungen deutlich werden. Es handelt sich um Fragen, die erst in jüngster Zeit in das Blickfeld der (alemannischen) Dialektologie geraten sind, heute aber prioritäre Fragen sind.² Welche Erkenntnisse kann man sich nun von einer über die ausschliesslich lokale Komponente hinausreichenden Dialektologie, insbesondere im Hinblick auf die Erforschung von Deutschschweizer Dialekten, erhoffen? In der deutschsprachigen Schweiz findet die Mündlichkeit im Dialekt statt, unabhängig von sozialen und weitgehend auch von situativen Faktoren. Schweizerdeutsche Alltagsvarietäten sind also Dialekte und aus der Perspektive ihrer Benutzerinnen und Benutzer keineswegs Substandards. Jede und jeder spricht die eigene lokale Varietät, d.h. bei binnenschweizerischen Kontakten kommt es damit zu einem „polydialektalen Dialog“ (vgl. ULRICH AMMON 1995). Es wäre natürlich naiv zu glauben, dass es in der Deutschschweiz folglich nur areale Variation gäbe - eine komplexe Gesellschaft und vielfältigste Gesprächskonstellationen machen auch soziale und stilistische Variation nötig, die damit zwangsläufig intradialektale Variation ist. Um die Vielschichtigkeit arealer Sprachvariation, die auf komplexe Weise mit situativer und sozialer Variation verwoben sein kann, in ihren linguistischen und ausserlinguistischen Dimensionen erfassen zu können, ist ein Blick weg von den Basisdialekten und hin zum variationsreichen dialektalen Sprachleben unabdingbar. Bereits HEINRICH BAUMGARTNER (1940) - einer der Begründer des eingangs erwähnten Sprachatlasses - hat für das Berndeutsche der 40er Jahre herausgearbeitet, welche Varianten - um einen nach-baumgartnerischen Terminus zu gebrauchen - den Status von "soziolinguistischen Markern" haben. In den letzten beiden Jahrzehnten wurden - angeregt durch variationslinguistische Arbeiten aus dem angelsächsischen Raum - erfreulicherweise vermehrt soziodialektologische Forschungsinteressen geweckt.

Nach wie vor gibt es aber Fragen, die bis heute nicht angegangen worden sind. Wie LORENZ HOFER (1997) ausführt, gehört dazu beispielsweise die Frage, welche Beziehungen grundsätzlich zwischen Sprache und Persönlichkeit bestehen und - spezieller auf die deutschschweizerische Sprachsituation bezogen - welche individualpsychologischen Faktoren

¹MATTHEIER greift in seiner Monographie "Pragmatik und Soziologie der Dialekte" bereits (1980, S. 9) das Desiderat einer Dialektologie auf, die sich nicht ausschliesslich mit dem Raumbezug dialektaler Varietäten beschäftigt, sondern als "kommunikative Dialektologie" auch "mit dem direkten Kommunikationsakt beim dialektalen Sprecher".

² Die Neuorientierung der germanistischen Dialektologie wird durch die Beiträge in diesem Tagungsband aufs Schönste dokumentiert.

eine Rolle spielen bei Menschen, die sich dialektal an Situationen und Gesprächspartnerinnen und -partner anpassen und bei solchen, die unabhängig von äusseren Bedingungen ihren einmal erworbenen Dialekt beibehalten, die Frage also, ob es Persönlichkeitsfaktoren gibt, die mit dem Sprachverhalten der - wie LORENZ HOFER sie anschaulich nennt - der dialektal flexiblen „Chamäleons“ und solche, die mit jenem der dialektal stabilen „Fossilien“ korrelieren.³

Das dialektale Chamäleon- und Fossilienverhalten entgeht auch der Aufmerksamkeit der Sprachteilhabenden nicht und wird in volkslinguistischen Diskursen heftig verhandelt. Es zeigt sich etwa in Äusserungen der folgenden Art: *kaum ist er eine Woche in Basel, schon kann er nicht mehr richtig sprechen⁴; mit Fremden spricht sie einen anderen Dialekt; in St. Gallen muss man sich mit einem Innerschweizer Dialekt natürlich anpassen; sie spricht noch so, als ob sie nie von zuhause weggegangen wäre.*

Weder die sozial- und individualpsychologischen noch die linguistischen Sachverhalte, die hinter dem durch Stereotypen geprägten Alltagswissen stehen, sind in wünschenswertem Ausmass erforscht, insbesondere weil die Dialektologie mit ihrem Interesse an Basisdialekten die dynamische Komponente, die dialektale Flexibilität des individuellen und kollektiven Sprachgebrauchs - legitimerweise - ausser Acht lassen konnte. Von einer entsprechenden Ausweitung areallinguistischer Fragestellungen kann man sich nun einerseits innerlinguistische Erkenntnisse über die Dimensionen der dialektalen Variationsräume und deren kognitiver Organisation versprechen, andererseits Aufschlüsse über die soziale und individuelle Steuerung lokaler Variation, und damit auch über den Stellenwert arealer Varianten bei der individuellen Enkodierung lokaler Identität (vgl. ROBERT B. LE PAGE / ANDREE TABOURET-KELLER 1985). Es sind dies Fragestellungen, wie sie im (sich im Abschluss befindenden) Basler Stadtsprachen-Projekt und in der Dissertation von BRIGITTE

³Um Missverständnissen vorzubeugen: Situativ unterschiedliches Sprachverhalten ist wohl eine Universalie und damit bei allen - Chamäleons und Fossilien - zu erwarten, ein Unterschied scheint aber bei dialektalsprechenden Schweizerinnen und Schweizern darin zu bestehen, ob sich stilistische Variation bei dialektalen oder nicht-dialektalen Variablen manifestiert.

⁴Vgl. den literarischen Beleg aus dem niederdeutschen Dialektumfeld: Über den aus der Fremde zurückkehrenden Robert Papenbrock wird in Uwe Johnsons Roman "Jahrestage" geschrieben: „War es denn möglich, dass Einer das Plattdeutsche in bloss zwanzig Jahren so schlimm verlernen konnte? Ein Mecklenburger Kind?“ (Uwe Johnson: Jahrestage. Frankfurt, edition suhrkamp 1993, S. 555f.).

BARDEN / BEATE GROSSKOPF (1998) hinsichtlich des Sprachgebrauchs sächsischer Aussiedlerinnen und Aussiedler wegweisend entwickelt worden sind.

2. Die Fernsehdiskussion - ein Terrain für den polydialektalen Dialog

Im folgenden sollen Überlegungen zum komplexen Phänomen der „dialektalen Flexibilität“⁵ im soziopragmatischen Umfeld der Deutschschweiz angestellt werden. Mit dialektaler Flexibilität soll dabei ein Sprecherverhalten bezeichnet werden, das darin besteht, eine oder mehrere dialektale Variablen unter unterschiedlichen situativen Bedingungen unterschiedlich zu realisieren. Linguistische und kommunikative Aspekte dieser dialektalen Flexibilität, jener Eigenschaft also, die die Sprechenden im sprachlichen Alltag als Chamäleons oder Fossilien erscheinen lässt, sollen exemplarisch anhand individueller Sprecherverhalten in einer Fernseh-Diskussionsrunde in ihrem Erscheinungsbild aufgezeigt und problematisiert werden. Die Fragen der Persönlichkeitsstrukturen, die mit dem einen oder anderen Verhalten einhergehen, müssen auch hier späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Den folgenden Ausführungen liegt eine Sendung des sogenannten *Zischtigs-Club* vom 14. April 1998 zugrunde. In diesem spätabendlichen „Dienstags-Club“ des Schweizer Fernsehens DRS 1 wird einmal wöchentlich über ein aktuelles Thema diskutiert, im vorliegenden Fall über das Thema *Tod, Trauern, Beerdigen*. Zum Gespräch sind jeweils Fachleute eingeladen, aber auch von der Thematik direkt Betroffene. Das Gespräch wird selbstverständlich in der unmarkierten Sprachform Dialekt geführt, ausser es nimmt ausnahmsweise eine Person teil, die kein Schweizerdeutsch versteht.⁶ In diesen Diskussionsrunden ergibt sich damit die Gesprächskonstellation für einen polydialektalen Dialog: Die Teilnehmenden sind Dialektsprecherinnen und Dialektsprecher aus meist verschiedenen Regionen,

⁵Es soll vorerst auf den etablierten Terminus Akkommodation verzichtet werden (vgl. GILES/SMITH 1979), der den Sachverhalt der (sprachlichen) Anpassung zwischen konkreten Gesprächspartnern erfasst, da im vorliegenden Fall ja auch situative und nicht im engeren Sinne personenabhängige Variation betroffen sein kann. In bezug auf die zeitliche Dimension handelt es sich hier um "short-term dialect accommodation" (TRUDGILL 1986).

⁶Sind Hochdeutschsprechende in die Sendung geladen, thematisiert der Moderator oder die Moderatorin die Wahl der Sprachform (z.B. dass Dialekt gesprochen werden kann, weil Hochdeutsch verstanden wird).

Standardsprache ist als markierte Sprachform ausgeschlossen, ein verbindendes einheitliches Schweizerdeutsch existiert nicht.

Die fragliche Sendung vom 14. April 1998 wird von einem Berndeutsch sprechenden Fernsehmitarbeiter moderiert, dann nehmen zwei weitere Sprecherinnen mit Berner Dialekt, nämlich eine Pfarrerin und eine pensionierte Krankenschwester teil, dann ein Friedhofsverwalter und ein Student aus Zürich, ein Theologe aus dem Wallis, ein Psychiater aus Graubünden, und schliesslich der Freiburger Schriftsteller und Alpfriedhofbesitzer Franz Aebischer, der im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen stehen wird. Die Ortsangaben sind aus der dialektalen Prägung der Idiolekte deduziert, was natürlich bereits ein deutliches Indiz dafür ist, dass keine allumfassenden gegenseitigen dialektalen Anpassungen stattfinden. Dialekt und aktuelle Lebensumgebung - so wird im Laufe des Gesprächs klar - stimmen nicht bei allen überein: der Bündner Psychiater lebt in Zürich, die Berner Pfarrerin in Luzern.

Was geschieht jetzt in diesem Gespräch - passen sich die Sprecherinnen und Sprecher aneinander an?⁷ Dass es auf verschiedenen non- und paraverbalen Kommunikationskanälen Akkommodation im Sinne von HOWARD GILES / PHILIP SMITH (1979) gibt, ist sicher unbestritten und für ein Gelingen der Kommunikation unabdingbar. Dass die Wortwahl durch die Thematik vorgegeben ist, dass bei einer Fernsehsendung mit einer gewissen Sorgfalt des Ausdrucks und der Argumentation gerechnet werden kann, versteht sich von selbst. Wie verhält es sich aber mit jenen Varianten, die die *areale* Herkunft der Sprecherinnen und Sprecher markieren und damit die eigentlich lokale Komponente ihres Sprechens ausmachen? Sollten die Sprecherinnen und Sprecher ihre dialektalen Varianten in irgendeiner Weise adressaten- oder situationsbezogen modifizieren, sollte es zu einer sogenannten "short-term dialect accommodation" kommen, welches ist dann die Referenz für diese Modifikation - jemand aus dem Kreis der Diskutierenden, vielleicht jemand mit einer besonderen Rolle, die jeweilige Adressatin, der jeweilige Adressat des Redebeitrages, ein hypothetischer Fernsehzuschauer, den man hinter der Kamera verortet?

⁷Der dynamische Aspekt des flexiblen Dialektverhaltens ist der wissenschaftlichen Beobachtung natürlich nur dann zugänglich, wenn das unmarkierte, "gewohnheitsmässige" Sprechen mit dem markierten divergenten Sprechen verglichen werden kann, wenn also das „habitual speech behavior“ (vgl. DITTMAR / SCHLOBINSKI 1988) - zweifellos ein linguistisches Konstrukt - der wissenschaftlichen Analyse zugänglich ist. Die vorliegende Anordnung erlaubt im strengen Sinne nur Aussagen über das Sprechverhalten einzelner gegenüber unterschiedlichen Gesprächspartnerinnen und -partnern.

3. Das Chamäleon

3.1. Einleitung

Im folgenden wird - um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen - ein dialektales Chamäleon beschrieben, nämlich die dialektale Flexibilität des Schriftstellers Franz Aebischer, der in die Sendung eingeladen worden ist, weil er als Besitzer eines Alpfriedhofes zum Diskussionsthema beitragen kann. Dieser Sprecher eignet sich gut zur Exemplifizierung, weil für ihn - zumindest ansatzweise - sprachliches Vergleichsmaterial aus einer anderen Gesprächskonstellation vorliegt, so dass sich dessen Daten für Überlegungen zur dialektalen Flexibilität eignen.

Franz Aebischer ist ein moderner Mundartschriftsteller, der nicht in beschaulicher Rückwärtsorientierung eine gute alte Welt beschreibt, sondern pointiert Stellung bezieht, mitunter auch zu politisch brisanten Themen. Die Sprache von Aebischers Gedichten und Prosaerzählungen ist denn auch keinem wie auch immer begründeten Reinheitsideal verpflichtet, sondern orientiert sich an der Alltagssprache durchschnittlicher Menschen. Aebischer schreibt Freiburgerdeutsch, präziser Senslerdeutsch, das ist eine areale Varietät, die am äussersten südwestlichen Rand des deutschsprachigen Raumes, unmittelbar an der französischen Sprachgrenze, gesprochen wird. Dialektologisch wird das Senslerdeutsche - so benannt nach dem Fluss Sense, der durch diese Gegend fliesst - zum Höchstalemannischen gezählt, zu einer Dialektgruppe also, die besonders viele Relikte aus alt- und mittelhochdeutscher Zeit bewahrt hat. In den literarischen Texten von Aebischer (und in den aufgezeichneten Kommentaren zu seinen Gedichten⁸) lassen sich nun dialektale Varianten nachweisen, die von Mundartpflegern für nicht authentisch gehalten werden, sondern dem abweichenden Sprachgebrauch der Jungen zugeschrieben werden (zum Beispiel gibt es bei Aebischer vokalisierte /l/-Phoneme, die im „echten“ Senslerdeutschen nicht vorkommen sollten, jedoch allgemein verbreitet sind, vgl. PETER BOSCHUNG 1986).

3.2. Dialektale Flexibilität: Linguistische und kommunikative Aspekte

⁸Vgl. Franz Aebischer: jutzet u singet. Gsungni Gedicht mit seislertütsche Kommentare. CD Benbios1998.

Wenn man also davon ausgeht, dass Aebischer in etwa seinen eigenen Dialekt schreibt, und zwar jenen, den er quasi aus seinem unmarkierten Alltagsdialekt, dem „habitual speech behavior“ (vgl. NORBERT DITTMAR / PETER SCHLOBINSKI 1988), als homogenisierte Kunstsprache extrahiert, ist ein Vergleich möglich mit dem Sprachgebrauch des Schriftstellers in der Fernsehsendung.

Um Aebischers „Dialektdynamik“ erfassen zu können, wird hier ein abgekürztes - und nicht ganz unproblematisches - Verfahren angewandt: Die literarische Kunstsprache - dokumentiert in geschriebener, gesungener und rezitierter Form - wird als Stellvertreterin⁹ für Aebischers unmarkierte Alltagsvarietät herangezogen (vgl. "unmarkierter Dialekt" in Tab. 1), und daraus werden exemplarisch lautliche Varianten ausgewählt ("unmarkierte Varianten" in Tab. 2), die insofern typische Merkmale des Sönderdeutschen sind, als sie - wie dem SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ (SDS) zu entnehmen ist - nur auf kleinem Gebiet in der deutschsprachigen Schweiz gültig sind und/oder meist grenzziehend zur dialektalen Nachbarschaft wirken. Die Realisierungen der entsprechenden Variablen werden dann in Aebischers Äusserungen in der Fernsehsendung überprüft.

Tab. 1: Die untersuchten Variablen

⁹Daten aus einer Situation X können nicht vorbehaltlos als Daten für eine Situation Y gelten. Zwar kann aufgrund bestimmter Erfahrungen angenommen werden, dass sich Individuen in bestimmten unterschiedlichen Situationen sprachlich "gleich" verhalten, der empirische Nachweis ist aber eigentlich unabdingbar.

<p>"Unmarkierter Dialekt"</p> <p>A Freni</p> <p>Wyso hätt de där <u>A</u> Freni gno? Är hetti doch a Hyesigi O no ùbercho</p> <p>Wärche tuet si zwar tu U lige mittera Würt er scho chene Är sou si nume jüscht gwene Wyn es si kört für na Frou.</p> <p>Aber rede tuet si kurjos U choche cha si o bloss Was ara d'Mueter ziigt.</p> <p>Ich ha zwar nüt derzue gsiit Aber ganz jüscht Isch es niit.</p> <p>Franz Aebischer: Schwarzpeter Josi's Umvurtowig. Senslertütschi Gedicht. Freiburg o.J.</p>	<p>Untersuchte Variablen</p> <p>(1) <i>nd</i>-Realisierung (nd) / ungerundete Palatale (-lab)</p> <p>(2) Nebentonsilben: Vollvokale (Nebenton)</p> <p>(3) Umlautlosigkeit (-U)</p> <p>(4) <i>l</i>-Vokalisierung (l-Vok)</p> <p>(5) gerundete Palatale (+lab) / (6) ungerundete Palatale (-lab) / (7) Degeminierung bei Nasalen und Liquiden (-Gem)</p> <p>(8) Monophthongierung mhd. <i>ei (ou)</i> (ei/ou)</p>
---	--

(Eine Fremde / Wieso hat der denn eine Fremde genommen? / Er hätte doch auch eine von hier bekommen / Arbeiten tut sie zwar prächtig („toll“) / Und bei ihr liegen wird er schon können / Er soll sie nur gut daran gewöhnen / Wie es sich für eine Frau gehört / Aber sprechen tut sie seltsam / Und kochen kann sie nur / Was ihr die Mutter zeigt / Ich habe zwar nichts dazu gesagt / Aber ganz in Ordnung ist das nicht. [Übertragung H.C.]

Zu den lokalen Eigenschaften der acht ausgewählten dialektalen Varianten lässt sich das folgende konstatieren:

Als eine exklusive senslerdeutsche Dialektvariante kann Variante (1), der *d*-Schwund in der *nd*-Verbindung gelten (hier bei zugrundeliegendem *frendi* ‚Fremde‘). In anderen schweizerischen Gegenden gibt es Velarisierungen zu *ng* (*finge* ‚finden‘), *d*-Schwund mit Geminierung des Nasals (*finne*) oder die mit der Standardsprache übereinstimmende *nd*-Realisierung (*finde*), die die grösste areale Verbreitung hat.

Variante (7), die Geminatenreduktion (die Liquida *l* und die Nasale *m, n* betreffend) ist nicht nur im Senslerdeutschen, sondern auch in weiter entfernt liegenden ostschweizerischen Dialekten belegt.

Die Labialisierung von Palatalvokalen, Variante (5), umfasst im Senslerdeutschen einen grösseren Teil einschlägiger Lexeme als in anderen Dialekten (z.B. *würd* ‚wird‘, aber auch etwa *[i]bö* ‚[ich] bin‘, *Tösch* ‚Tisch‘, jedoch nicht **Fösch* ‚Fisch‘).

Die ungerundeten Palatalvokale, Variable (6), (im Gedicht in den Lexemen *kennen*, *gewöhnen*, *Fremde*) kontrastieren mit Labialen in anderen Dialekten (*kchönne*, *gwöne*, *Frömdi/Fröndi*). Hier muss von weitgehend lexemspezifischen Einträgen ausgegangen werden, so dass sich wortabhängige areale Unterschiede ergeben.

Die restlichen Varianten - also (2), (3), (4), (7), (8) - kommen in anderen Gegenden der Schweiz ebenfalls vor, jedoch immer auf räumlich oder sprecheranteilmässig bescheidenen Territorien.

Diese acht Varianten sind aus der Perspektive von Senslerdeutsch Sprechenden unmarkierte Varianten, die in der habituellen Alltagssprache „normal“ sind und deren Kombination als typisch für das Senslerdeutsche gelten kann.

Tab. 2: Die Realisierungswerte der Sprecher/innen

	Schriftsteller	Moderator Rentnerin Pfarrerin	Friedhofver- walter Student	Theologe	Psychiater
Dialekt	FR unmarkierte / markierte Varianten	BE ¹⁰	ZH	WS	GR
Variablen					
(1) (nd)	3 <i>n</i> / 11 <i>nd</i>	<i>nd/ng</i>	<i>nd</i>	<i>nn/nd</i>	<i>nd</i>
(2) (Ne- benton)	10 <i>a</i> / 42 <i>e</i>	-	-	+	-
(3) (-U)	0 -U / 6 U	U	U	-U	U
(4) (l- Vok)	8 <i>u</i> / 47 <i>l</i>	<i>u</i>	<i>l</i>	<i>l</i>	<i>l</i>

¹⁰Die Realisierungswerte der übrigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden nach "Kantonsdialekten" zusammengefasst. Bei Variabilität sind beide Werte verzeichnet (vgl. *nd*-Realisierungen).

(5) (lab)	1 lab / 5 -lab	-lab	-lab	-lab	-lab
(6) (-lab)	4 -lab / 7 lab	- / + lab	- / + lab	-lab	-lab
(7) (-Gem)	6 -Gem / 1 Gem	Gem	-Gem	Gem	Gem
(8) (ei/ou)	7 ee; oo / 44 ei; ou	ei/ou	äi/au	ei/öi	äi/au
„Flexibilitäts-Bilanz“		1 > 4	1 > 6	3 > 2	1 > 5

fett: Übereinstimmung zwischen FR basisdialektal und Dialektvariante(n) der übrigen Teilnehmenden
schattiert: Übereinstimmung zwischen FR nicht-basisdialektal und Dialektvariante(n) der übrigen Teilnehmenden

Als erstes kann festgestellt werden, dass der Sprecher in Bezug auf die besagten acht Variablen in einem Fall, nämlich was die Umlautung betrifft (Merkmal 3), in der Fernsehsendung kategorisch eine andere Form äussert als die im Gedicht vorgegebene (und durch den SDS als Basisdialekt verbriefte), in sechs Fällen ist Variabilität belegt, wobei jeweils die markierte Form quantitativ überwiegt. In bezug auf die Degeminierung (Merkmal 7) findet sich ebenfalls Variabilität, wobei hier - als eine Ausnahme - die unmarkierte senslerdeutsche Form überwiegt.

Um die areallinguistische Komponente des Sprechverhaltens dieses einen Diskussionsteilnehmers beurteilen zu können, werde ich nun einerseits ermitteln, wie die Realisierung der fraglichen acht Merkmale bei den übrigen Sprecherinnen und Sprechern aussieht, um zuerst die Frage zu klären, inwiefern unmarkierte senslerdeutsche Realisierungen mit jenen der Diskussionsrunde übereinstimmen würden. Zweitens kann die dialektale Flexibilität des Sprechers darauf hin bilanziert werden, ob diese als Konvergenzphänomen in bezug auf die vier Dialekte der übrigen Teilnehmenden zu beurteilen ist.

Die nicht-markierte senslerdeutsche Realisierung der acht Dialektvariablen stimmt nicht mit den entsprechenden Variablenrealisierungen der sieben anderen Diskussionsteilnehmenden überein, was ja aufgrund der Auswahl der überprüften Merkmale auch so zu erwarten ist. Da aber - wie bereits dargelegt - nicht nur exklusive Dialektvarianten überprüft werden, sind partielle Übereinstimmungen möglich (vgl. fett markierte Realisierungen in Tab. 2). Tatsächlich ist es so, dass bei drei von acht Variablen die nicht-markierten senslerdeutschen Varianten mit jenen des Walliserdeutschen, das von einem Teilnehmer gesprochen wird, übereinstimmen (nämlich die Merkmale 2, 3, 6). Bei den Dialekten der übrigen

Teilnehmenden ist es bloss eine Übereinstimmung, die dann die *l*-Vokalisierung und/oder die Degeminierung betreffen.

Wie bereits festgestellt, weicht Aebischer nun in der Realisierung der acht Variablen von seiner mutmasslichen unmarkierten Sprechweise ab (vgl. markierte Varianten in Tab. 2). Wie sieht es hinsichtlich dieser Alternativen mit den Übereinstimmungen zu den dialektalen Werten der übrigen Gesprächsteilnehmer aus?

In der Tat führen Aebischers markierte Varianten zu mehr Übereinstimmungen mit den andersdialektalen Sprecherinnen und Sprechern (vgl. schattierte Felder in der Tab. 2 und die Rubrik „Flexibilitäts-Bilanz“): Durch die alternative Realisierung von dialektalen Variablen erzielt Aebischer jetzt Übereinstimmungen bei bis zu sechs Merkmalen, mit dem Walliser Sprecher beschränken sich die Übereinstimmungen jetzt nur noch auf zwei - jetzt andere - Merkmale.

Ist Aebischers flexible Sprechweise nun als Akkommodation an den Dialekt einer der beteiligten Personen, als interpersonale Konvergenz zu deuten? Auffällig ist, dass Aebischers markierte Varianten quasi „mehrheitsfähig“ sind, insofern es sich um Varianten handelt, die in den meisten Dialekten und vorallem in jenen mit vielen Sprecheranteilen vorkommen und insofern lokal relativ „gesichtslos“ sind. Was seine *ei-/ou*-Diphthonge betrifft, so wählt er hier die westschweizerdeutsche Realisierungsweise, die neben einer offeneren östlichen Variante dialektal vorkommt. Bei der Variable (7), die Aebischer überwiegend nicht-markiert realisiert, stimmen diese Formen mit einem relativ kleinen, aber bevölkerungsreichen Teil der östlichen Deutschschweiz überein, es ist damit also ebenfalls eine „Mehrheitsform“.

Sehr entscheidend scheint mir nun zu sein, dass sich Aebischer in bezug auf die fraglichen acht dialektalen Variablen nicht einfach einer der sieben übrigen am Gespräch beteiligten Personen resp. einem der vier vorkommenden Dialekte völlig anpasst, sondern dass er dialektale Varianten mit einer gesteigerten Mehrheitsfähigkeit wählt, was auch daran deutlich wird, dass die Minderheits-Varianten des ebenfalls präsenten Wallisers bei Aebischer gerade nicht vorkommen. Interessanterweise nimmt der Schriftsteller die */l/*-Vokalisierung (sie ist ein verbreitetes westschweizerdeutsches Merkmal), nicht aber die etwa gleichermassen verbreitete Geminatenreduktion zurück. Was die Realisierung von nicht-markierten nicht-runden Palatalvokalen in bestimmten Lexemen wie *können*, *kennen* (im Senslerdeutschen *chene* und *bchene*) etc. betrifft, so läuft Aebischers Akkommodation hier quasi interpersonal ins Leere - jenes Lexeminventar, das er in der Fernsehdiskussion mit Labialvokalen versieht, stimmt nicht mit der Realisierung eines anderen Dialekts überein.

Aus Aebischers dialektaler Flexibilität resultiert also nicht einfach Berndeutsch oder Zürichdeutsch, sondern eine Varietät, die diesen zwar formal ähnlicher ist - aber in ihrer Ausprägung, d.h. in der Kombination der vorkommenden Dialektvarianten möglicherweise typisch ist für Freiburger und Freiburgerinnen, die sich in markierten Situationen dialektal flexibel verhalten. Es handelt sich offensichtlich nicht um eine ausgleichend-konvergierende Akkommodation an andere Sprecherinnen und Sprecher, sondern eher um ein strategisches Verhalten, das den komplexen Anforderungen der Situation genügt. Allenfalls liesse sich mit ALLAN BELL (1984) argumentieren, dass es sich um eine Konvergenz hin zu einem hypothetischen Adressatenkonstrukt, einem "Hyperaddressee" handeln könnte, dem eine Sprechweise zugeschrieben wird, deren einzelne dialektale Varianten zwar realiter vorkommen, nicht aber deren Kombination zu einer authentischen Basismundart. Soweit ich sehe, behalten diese Aussagen ihre Gültigkeit auch dann, wenn man weitere Variablen in die Betrachtung mit einbezieht.

Aus Aebischers dialektaler Flexibilität lässt sich nun ein vorläufiges Modell für die intrapersonale Variation dialektaler Varianten konzeptionieren. Die vertikale stilistische Schichtung scheint darin zu bestehen, dass gewisse dialektale Varianten durch andere, ebenfalls dialektale Varianten ersetzt, Merkmale von „fremden“ Dialekten also zu stilistischen Varianten funktionalisiert werden - man könnte von einer Vertikalisierung (oder wie PETER TRUDGILL es 1986 und in seinem Aufsatz in diesem Tagungsband nennt: einer "Reallokation") der horizontalen Variationsdimension sprechen.

Die neue Merkmalskombination stimmt aber nicht einfach mit der Basismundart einer anderen Lokalität überein, sondern ist in ihrer Ausprägung wiederum singulär - es handelt sich eben um den stilistischen Variationsraum eines spezifischen Dialektes, der in Situationen wie der hier untersuchten Fernsehsendung zur Realisierung kommen kann, wobei es sich weniger um die Akkommodation an die Sprechweise von konkreten face-to-face-Partnern, sondern um die Akkommodation an eine Situation, in der beliebige Andersdialektale als Sprechende oder Hörende beteiligt sind. Es gälte damit - und das wäre jetzt die linguistische Ausweitung der Sprachgeographie - Stilistiken zu den jeweiligen Basismundarten zu schreiben, die aufzuführen, *welche* dialektalen Variablen unter der Voraussetzung dialektaler Flexibilität *unter welchen Bedingungen* wie realisiert werden. Es gälte also, je nach Perspektive, die „Sub-“ oder „Supradialekte“ zu untersuchen.

Was die kommunikativen Aspekte dieses Sprachverhaltens betrifft, würden NORBERT DITTMAR / PETER SCHLOBINSKI (1988) wohl aus der Perspektive des handelnden Individuums von strategischem Verhalten ausgehen, das intentional und bewusst auf gewisse

kommunikative Ziele ausgerichtet ist. Indizien dafür, dass es sich etwa bei Aebischers markierten Dialektvarianten tatsächlich um strategische und damit nicht-automatisierte Realisierungen handelt, zeigt sich beispielsweise daran, dass Aebischer unter bestimmten situativen Bedingungen auf die habituellen Varianten zurückfällt (beispielsweise dann, wenn er mit leicht gereiztem *tschoudigùng* ‚Entschuldigung‘ auf sein Rederecht pocht und dann das /l/-Phonem vokalisiert).

Worin besteht nun die Strategie in Aebischers Chamäleon-Verhalten? Oder anders gefragt: welche kommunikativen Vorteile bringt sein dialektal flexibles Sprechverhalten, welche allfälligen Nachteile handelt er sich damit ein? Würde Aebischer seine habituelle Alltagsvarietät des benutzen, die er in einem Freiburger Umfeld spricht, wiese er sich mit aller Deutlichkeit als Sprecher des freiburgischen Sensebezirks aus: er würde jene Varianten realisieren, die exklusiv auf seinen lokalen Bezugsrahmen verweisen oder die innerhalb der Deutschschweiz den Status von Exotika haben. Mit dieser Sprechweise würde Aebischer die symbolische Zugehörigkeit zu seiner lokalen Sprechergemeinschaft, zu seiner räumlichen Herkunft signalisieren und damit Solidarität mit seiner lokalen in-group ausdrücken können - zweifellos ein sozialer „Nutzen“, wenn es man es mit RUDI KELLER (1994) ökonomisch ausdrücken will. Die Kosten allerdings, diese lokal stark markierte Sprechweise auch in der schweizweiten Fernsehsendung und/oder mit Nicht-Senslerdeutschsprechenden zu benutzen, wären wohl als nicht ganz gering zu veranschlagen: als Sprecher eines Dialekts, den nur ungefähr 30‘000 Leute in der ländlichen Peripherie des deutschschweizerischen Raumes sprechen, müsste er damit rechnen, dass der übliche Variationsspielraum, den ja Schweizerdeutschsprechende im polydialektalen Dialog erwarten, gesprengt würde. Gerade die „exotischen“ Varianten seines Dialekts könnten im Empfangsgebiet des Fernsehsenders und bei seinen Mitdiskutierenden entweder nicht bekannt sein oder durch die relative Seltenheit ihres binnenschweizerischen Auftretens auffallen. Beide Sachverhalte sind kommunikativ störend - im ersten Fall muss von den Rezipierenden zur Verständnissicherung ein exegetischer Mehraufwand geleistet werden, im zweiten Fall schiebt sich die Konnotation der seltenen lokalen Herkunft dermassen in den Vordergrund, dass mit einer unliebsamen Ablenkung vom propositionalen Gehalt gerechnet werden muss. Die dialektalen Varianten, denen Aebischer nun in der Fernsehsendung quantitativ den Vorzug gibt, sind insofern „moderate“ Varianten, als sie diese mutmasslichen Effekte abschwächen - es sind ja Varianten, die quasi gemeinschweizerdeutsch und in sechs Fällen auch durch die

Standardvarianten gestützt sind.¹¹ Die gleichzeitige Gefahr, dass sein Akkodominanzverhalten anbietend wirken könnte und damit negativ sanktioniert würde, diese Gefahr ist wohl dadurch gebannt, dass er sich gerade nicht solche Varianten aneignet, die Exklusivformen für eine bestimmte Region wären, was sich auch anhand seiner Realisierungen der übrigen Variablen feststellen lässt.

Das Wissen um die lokale Moderatheit von dialektalen Varianten setzt nun den polydialektalen Dialog gerade voraus, das heisst, die dialektal flexiblen Chamäleons müssen das „Wissen“ über ihre lokalen Varianten im Austausch mit andersdialektalen Sprecherinnen und Sprechern erworben haben - weil es ja nicht in der „Natur“ bestimmter dialektaler Varianten liegt, die aus internlinguistischen Gründen zwangsläufig ersetzt werden müssten, sondern es hängt mit ihren extralinguistischen lokalen und sozialen Eigenschaften zusammen, die nur über Erfahrung zugänglich sind. Der polydialektale Dialog - und nicht zu vergessen auch der polydialektale Monolog der Massenmedien - schafft also quasi einen Markt verschiedener koexistierender Varianten, aus dem die Sprecherinnen und Sprecher "eine Auswahl" treffen können.

Die Auswahl, für die sich Aebischer entscheidet, signalisiert eine Orientierung des Sprechers in Richtung einer nicht näher lokalisierbaren, deutschschweizerischen out-group, eine Orientierung, die ihm von einem Teil der eigenen Leuten den Vorwurf eintragen könnte, - in Aebischers Worten - *kurjos*, nämlich *wie na Frena* sprechen, ein Nachteil also, der ebenfalls erwogen werden muss. Ob es Persönlichkeitsvariablen gibt, die eventuell entscheidend dafür sind, welche dialektalen "Entscheidungen" Aebischer trifft, muss weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben,¹² ebenso die sozialpsychologisch höchst relevante Frage, ob das hier beobachtete Chamäleonverhalten nur bei Sprecherinnen und Sprechern bestimmter Dialekte vorkommt und allenfalls ein "Minderheiten-Verhalten" darstellt. Wie Aebischers persönliche Kosten-Nutzen-Bilanz ausgefallen ist, zeigt sich jedenfalls in seinem chamäleonartigen Sprechverhalten, das quasi eine Anpassung an das heterogene Kollektiv und nicht an ein

¹¹Die alternativen Varianten Aebischers sind in keinem Falle exklusive Standardvarianten, aber in sieben Fällen wird gleichzeitig die Nähe zur Standardsprache erhöht. Es handelt sich also um Dialektvarianten, die durch die Standardsprache gestützt sind. Die umgekehrte Interpretation scheint mir unwahrscheinlich, weil dialektal ungestützte Standardvarianten nicht vorkommen.

¹²Dass nicht alle Sprecherinnen und Sprecher, die Surselverdeutsch sprechen, zwangsläufig dialektflexibel auf gewisse Situationen reagieren, ist am Sprechverhalten einiger ranghoher Bundespolitiker nachweisbar, die als Sprecher mit grosser Medienpräsenz kein - oder im Vergleich zur hier untersuchten Person nur äusserst geringes - Chamäleonverhalten zeigen.

bestimmtes Individuum ist. Um weiter in der Metapher zu bleiben: das Chamäleon verliert eher an Farbe, als dass es sich eine besondere Farbe zulegen würde.

4. Das Fossil

Dass die angesprochenen Bilanzen auch ganz anders ausfallen können, wird durch das Sprechverhalten der „Fossilien“ dokumentiert, jener Sprecherinnen und Sprecher nämlich, die - zumindest der Alltagserfahrung nach - weder punktuell situativ, noch längerfristig, z.B. wegen Wegzugs in ein anderes Dialektgebiet, ihren einmal erworbenen Dialekt verändern, bei denen also sowohl "short-term dialect accommodation" als auch "long-term dialect accommodation" (vgl. PETER TRUDGILL 1986) nicht eintreten. Ihre situativen und sprecherbezogenen Akkommodationen manifestieren sich nicht auf der Ebene der dialektalen Variablen.

In der Diskussionsrunde könnte es sich beim Theologen aus dem Wallis um einen Sprecher handeln, der seine dialektalen Varianten nicht modifiziert.¹³ Es muss hier bei blossen Vermutungen bleiben, weil keinerlei Hinweise zu seinem unmarkierten Dialektgebrauch vorliegen. Dass der Sprecher im Gegensatz zum Freiburger Dichter kategorisch Dialektvarianten verwendet, die relativ exklusive lokale Marker sind, werte ich jedoch als Indiz dafür, dass er die dialektalen Varianten vor der Fernsehkamera nicht oder nur sehr geringfügig modifiziert. Für seinen Dialekt, das Walliserdeutsche, gilt in der Deutschschweiz wie für keinen anderen Dialekt das Stereotyp der nicht-verständlichen und speziellen Mundart. Trotz möglicher kommunikativer Erschwerungen scheint dieser Sprecher eine völlig andere Strategie zu verfolgen als der Mundartschriftsteller: seine basisdialektalen Varianten behält er - so weit ein kursorischer Überblick - bei. Allerdings scheint er durchaus damit zu rechnen, dass seine Sprechweise verständnishindernd sein könnte. Anders als der Freiburger bietet er aber eigentliche „Übersetzungshilfen“ an, versucht also die Tücken des polydialektalen Dialogs metasprachlich zu umgehen: [beihüüs] ‚Beinhaus‘ wird beispielsweise bei der ersten Nennung - und nur dieses eine Mal - vorsorglich mit dem Lexem

¹³Beim Sprecher sind überaus deutliche interpersonale Konvergenzen festzustellen, was das Gesprächsverhalten betrifft. Er geht mit einem geradezu seelsorgerischen Impetus auf die Rentnerin ein, die sich wenig diskussionsgewohnt und intellektuell unflexibel zeigt: er verlangsamt seine Sprechgeschwindigkeit und versucht, sie mit anschaulichen Beispielen zu überzeugen.

Totenkappelle erklärt; oder bei der direkten Anrede einer Diskussionsteilnehmerin verwendet der Sprecher zuerst das Dativpronomen [euw] ‚euch‘, um nachher mit erklärendem [ene] ‚ihnen‘ abzusichern, und das obwohl die Angeredete (und drei weitere Diskussionsteilnehmer) einen Dialekt sprechen, bei dem ebenfalls der *Ihr*-Plural die Höflichkeitsform ist, allerdings in lautlich unterschiedlicher Realisierung. Wie schon beim Chamäleon Aebischer orientiert sich hier das konvergente Verhalten des Wallisers nicht primär an den Dialekten der visuell Anwesenden.

5. Lokale Stabilität, lokale Mobilität und dialektale Flexibilität

Bei der Beurteilung des Chamäleons und des Fossils habe ich den polydialektalen Dialog im Fernsehstudio als eine Art von Sonderfall im sprachlichen Alltag der beiden herausgestrichen, und dabei angenommen, die beiden Sprecher würden in ihren häufigsten face-to-face-Interaktionen mit Gleichsprechenden kommunizieren. Die Annahme eines Sonderfalls ist möglicherweise nur bedingt richtig: Ausser für den Moderator stellt der Fernsehauftritt wohl tatsächlich für alle Beteiligten einen kommunikativen Sonderfall dar. Was jedoch den polydialektalen Dialog betrifft, so ist mit Individual-Biographien zu rechnen, in denen gerade der polydialektale Dialog der kommunikative Normalfall ist, weil die tagtägliche Kommunikation etwa aus beruflichen Gründen in einem mehrdialektalen Umfeld stattfindet und es zu regelmässigen Begegnungen mit Sprecherinnen und Sprechern immer wieder anderer Dialekte kommt.

Dann gibt es Sprechende, die in einer neuen lokalen Lebenswelt heimisch werden, dadurch in stabilen Kontakt mit einem einzigen anderen Dialekt kommen. Bidialektale Dialoge werden den kommunikativen Alltag prägen, die dann zu einer quasi klassischen "long-term dialect accommodation" führen können. Die kommunikative Ausgangslage ist hier jener des Mundartdichters in der Fernsehdiskussion zumindest in einem Punkt ähnlich: für ein Sprecherindividuum in dieser Situation stellt sich natürlich ebenfalls die grundsätzliche Frage, welche räumlichen Identitäten, welche Solidaritäten mit der Wahl dialektaler Mittel vorrangig ausgedrückt werden sollen. Auch hier können offenbar die Entscheidungen, denen nicht zwingend bewusster Status zugeschrieben werden kann, individuell unterschiedlich ausfallen (vgl. dazu die Ergebnisse von BRIGITTE BARDEN / BEATE GROSSKOPF 1998). Chamäleons und Fossilien gibt es also nicht nur bezüglich strategischer Anpassungen

an eine Situation, sondern auch hinsichtlich der Konvergenz an den Dialekt eines bestimmten Personenkreises.

Zur Erklärung der sprachlichen Flexibilität des prototypischen Chamäleons, das sich nach gängigen Alltagsvorstellungen scheinbar so mühelos dialektal wandelt, kann man in Erwägung ziehen, dass häufig realisiertes markiertes Sprechverhalten „automatisiert“ werden kann und dass in der individuellen Dialektbiographie markiertes Sprechverhalten eine "diachrone Vorstufe" zum unmarkierten Sprechverhalten bildet, bei entsprechender Auftretenshäufigkeit dann unbewusst und weitgehend ausserhalb der Kontrolle ablaufen kann. Das kann zu multilektalen Individuen führen, die gleichzeitig über mehrere habituelle unmarkierte Varietäten verfügen.¹⁴ Hier wäre zu untersuchen, wie die Sprecherinnen und Sprecher mit der grossen Ähnlichkeit der beteiligten Varietäten zu Rande kommen resp. inwiefern sie die Varietäten tatsächlich kognitiv getrennt halten. Habituelle Verwendung vorerst markierter Formen kann aber auch zu monolektalen Individuen führen, die ihren Primärdialekt als Folge von stabilen Kontaktsituationen nachhaltig modifiziert und sekundärdialektale „neue“ Varianten im Sinne einer "long term dialect accommodation" derart habitualisiert haben, dass die Ausgangswerte dauerhaft ersetzt worden sind. Auf den Aspekt habitueller resp. nicht-habitueller Varianten hin wären in der Diskussionsrunde die Sprechweise des Psychiaters aus Graubünden zu untersuchen, der in Zürich wohnt, oder jene der Pfarrerin aus Bern, die in Luzern lebt. Sind ihre Abweichungen von den mutmasslichen Herkunftsdialekten (beim Bündner beispielsweise die variable /k/-Realisierung) - wie bei Aebischer nun als rein stilistische Variation zu betrachten oder hat sich deren „habitual speech behavior“ durch ihre neue Lebenswelt verändert, so dass entweder „neue“ Varianten habituell geworden sind oder sich eben mehrere solcher völlig habitualisierter und unmarkierter Verhalten nebeneinanderhalten? Erst eine umfassende Datenerhebung aus verschiedenen Gesprächskonstellation könnte zu einer schlüssigen Antwort führen.

6. Abschliessende Fragen

Abschliessend seien die Fragenkomplexe, denen sich eine "Dialektologie mit erweiterter Perspektive" widmen sollte, noch einmal kurz zusammengefasst:

¹⁴Zur Memorisierung und automatischen Abrufbarkeit von Wissensbeständen vgl. ANDERSON (1988).

Erstens ist die Frage zu stellen nach dem dialektalen stilistisch-vertikalen Varietätsraum einzelner Dialektsprecher und die Frage nach der kollektiven Komponente dieser intrapersonellen Variation - manifestiert sich die Variation anderer flexibler Sönslerdeutschsprechender bei den gleichen Variablen? Gibt es also beispielsweise am Sprechverhalten Aebischers eine rein idiolektale Komponente? Welcher kommunikative und soziale Wert kann den ersetzten und den ersetzenden Varianten zugeschrieben werden? Welcher Wert kommt den Standardvarianten, die ja ebenfalls auf dem „Variantenmarkt“ sind, zu?

Zweitens interessieren die sozial- und individualpsychologischen Variablen, die die dialektale Flexibilität steuern. Die soziologische Ausrichtung linguistischer Fragestellungen kann bereits auf eine jahrzehntelange Erfahrung und die Begründung der etablierten Soziolinguistik zurückblicken, die Tuchfühlung mit gewissen Bereichen der Humanpsychologie dürfte dagegen linguistisches Neuland sein, ist jedoch dringend notwendig, um von unbeholfenen psychologistischen post-hoc-Erklärungen wegzukommen. Ziel solcher Untersuchungen müsste es sein, nicht sprachliches Verhalten aus psychologischer Warte zu erklären, sondern unabhängige Persönlichkeitsvariablen auf ihre Korrelation mit sprachlichem Verhalten hin zu untersuchen.

Drittens: Wie ist der Variantenreichtum der Chamäleons, ihre dialektale Flexibilität, kognitiv organisiert? Lassen sich trotz der starken Ähnlichkeit der beteiligten Varietäten Parallelen ziehen zur individuellen Mehrsprachigkeit? Sind dem "Chamäleonwesen" Grenzen gesetzt - linguistische - soziale - solche des Erwerbs? Hier kann eine Zusammenarbeit mit der Kontaktlinguistik angestrebt werden.

Die Notwendigkeit der Erforschung dieser Fragen scheint mir unabdingbar, um die Funktion arealer Variation in einer modernen dialektalen Sprechergemeinschaft grundlegend erfassen zu können. Der Weg ist damit frei für eine Disziplin, die vielleicht eher mit dem konnotativ wenig belasteten Namen Areallinguistik bedacht werden sollte, als mit Dialektologie. Damit wird das Augenmerk weggelenkt von den klassischen Untersuchungsobjekten der Disziplin, nämlich den Konstrukten „altertümlich“ anmutender Basisdialekte, und der Weg frei für eine Forschungsrichtung, die sich ganz allgemein mit dem Gebrauch und dem Stellenwert arealer Variation beschäftigt.

7. Literatur

- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Berlin.
- ANDERSON, JOHN R: (1988): Kognitive Psychologie. Heidelberg.
- AUER, PETER / BARDEN, BRIGITTE / GROSSKOPF, BEATE (1996):
Dialektanpassungen bei sächsischen „Übersiedlern“ - Ergebnisse einer Longitudinalstudie.
In: NORBERT BORTZKY u.a. (Hg.): Areale, Kontakte, Dialekte: Sprache und ihre Dynamik in mehrsprachigen Situationen. Bochum, 139-166.
- BARDEN, BRIGITTE / GROSSKOPF, BEATE (1998): Sprachliche Akkommodation und soziale Integration. Tübingen.
- BAUMGARTNER, HEINRICH (1940): Stadtmundart Landmundart. Bern.
- BELL, ALLAN (1984): Language style as audience design. In: Language in Society 13(2), 145-204.
- BOSCHUNG, PETER (1986). Sprachglossen. Freiburg i. Ü.
- CHAMBERS, JOHN K. / TRUDGILL, PETER (1980): Dialectology. Cambridge.
- DITTMAR, NORBERT(1995): Sociolinguistic style revisited: the case of Berlin speech community. In: IWAR WERLEN (Hrsg.): Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen, 111-133.
- DITTMAR, NORBERT / SCHLOBINSKI, PETER (1988): Convergence, Discourse and Variation. In: PETER AUER / ALDO DI LUZIO (Hg.): Variation and Convergence. Berlin, 157-175.
- GILES, HOWARD / SMITH, PHILIP (1979): Accommodation Theory: Optimal Levels of Convergence. In: HOWARD GILES / ROBERT STCLAIRE: Language and Social Psychology. Oxford, 45-65.
- HOFER, LORENZ (1997): Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen. Basel/Tübingen.
- KELLER, RUDI (1994): Sprachwandel. 2. Aufl. Tübingen.
- LABOV, WILLIAM (1980): Sprache im sozialen Kontext. NORBERT DITTMAR / BERT-OLAF RIECK (Hg.). Königstein/Ts.
- LEPAGE, ROBERT B. / TABOURET-KELLER, ANDREE (1985): Acts of identity. London.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Heidelberg.
- SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ (SDS) (1962-1998). Begründet von HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, in Zusammenarbeit mit KONRAD LOBECK, ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB

und unter Mitwirkung von PAUL ZINSLI. Hg. von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE.
Bde I-VIII. Bern.

TRUDGILL, PETER (1986): *Dialects in Contact*. Oxford.

Anschrift der Autorin:

PD Dr. Helen Christen
Département de langue et littérature allemandes
Université de Genève
CH-1211 Genève 4